

XIV. Reise durch Japan 1898

Von Korea ging die Fahrt weiter nach Japan. Es war durch seinen leichten Sieg über den chinesischen Festlandskoloss zur führenden Macht im fernen Osten emporgestiegen und oft mit England verglichen worden. Beide Inselreiche erfreuten sich des natürlichen Vorzugs der „splendid Isolation“. Aber während England als bewusstes Inselland Seeschiffahrt und Handel seit Jahrhunderten eifrig betrieben hatte, waren in Japan Jahrhunderte hindurch Versuche in gleicher Richtung nicht unternommen, und erst als es Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch amerikanische Kanonen zur Öffnung des Landes gezwungen worden war, hatte man sie wieder mit Eifer betrieben. Es hatte sich so ein Gegensatz zum chinesischen Festlandsreich ergeben. China, das durch seinen Jahrhunderte alten lebhaften Warenhandel über seine weitgedehnten Landgrenzen einen ausgesprochenen Handelsgeist entwickelt hatte, war durch die Einfälle der Mongolen zum Bau der grossen Mauer und später durch beunruhigende Erfahrungen an der Seeküste zu einer Politik der Abschliessung und Zurückhaltung getrieben worden; Japan dagegen zeigte neuerdings für das Ausländische vielfältiges Interesse und war bestrebt, den Vorzug seiner Inselstellung preiszugeben und auf dem Festland nicht nur Korea, sondern auch in der Mandschurei festen Fuss zu fassen; auch hatte es mit dem durch Formosa und die Peskadoren vergrösserten Kranz seiner Inseln die Festlandsküste so weit umfasst, dass sein Inselbogen fast wie eine Umzingelung schützenden oder drohenden Charakters wirkte.

Es fehlte auch sonst nicht an Gegensätzen. Während China viel Interessantes, auch einiges Grossartiges, aber im Ganzen wenig Schönes geboten hatte, hatte ich von den Natur-Schönheiten Japans stets in höchsten Tönen schwärmen hören. Auch war das küstenreiche Japan mit seinen kurzen reissenden Flüssen und vielen heissen Quellen vielleicht das erste Land, in dem tägliches Baden zur Volkssitte geworden ist; und damit hatte sich eine wohltätige Reinlichkeit allgemein entwickelt, während die Chinesen, in deren überfülltem Lande die langsam fliessenden Flüsse die grossen Abzugsgräben bilden, so sehr an Schmutz gewöhnt waren, dass sie Reinlichkeit als Ungemütlichkeit empfanden; hatte ich doch selbst gehört, wie ein wohlhabender Chinese auf dem von Chinesen anfangs wenig benutztem Dampfer im Westfluss (Sikiang) dem Kapitän den Rat gab: „no makee too muchee clean, Chinamen no likee too muchee clean“. In Japan war das anders. Da galt der Ausländer als Schmutzfink, schon weil er mit seinen Strassenstiefeln die Wohnräume eines Hauses betrat. Wurde somit das Reisen in Japan von den unangenehmen Eigentümlichkeiten befreit, die es in China in ausgetretenen Bahnen festhielten, so war es auch dadurch unendlich erleichtert, dass der in China noch tobende Streit um Eisenbahnen in Japan so früh beendet worden war, dass das Land fast in ganzer Ausdehnung von Eisenbahnen durchzogen war.

Der Wasserreichtum Japans hängt mit seinem Reichtum an Wald zusammen. War in China – vielleicht von den nicht besuchten westlichen Provinzen abgesehen – ein Baum fast eine Seltenheit, so ist Japan mit Recht ein Waldland genannt worden. Vor allem der bergische Westrand der Hauptinsel ist mit dichtem Wäldern bedeckt, die sich früh einheimischer Pflege zu erfreuen hatten. Sie sind die Grundlage seiner Wirtschaft. Seine Häuser sind nicht, wie in China, aus Steinen, Lehm und Kauliang,

sondern aus Holz gebaut und seine Heizung besteht aus Holzkohle. Wie einst Nord-Europa, hat auch Japan eine „Holz-Kultur“.

Diese Holzkultur lastete freilich schwer auf Japan. Denn sie steigerte, ähnlich wie im mittelalterlichen Europa die Gefahr von Feuersbrünsten. Allerdings hatte man auch feuerfeste Bauten errichtet, aber sie waren wieder von den Erdbeben besonders bedroht. Hatte ich von diesen einige erlebt, ich hatte doch eine völlig unzureichende Vorstellung von der Wucht der Naturkräfte, denen Japan ausgesetzt ist. Auf den Gedanken bin ich nicht gekommen, dass die schon zur Zeit meines Besuches eine Million zählende Einwohner Hauptstadt des Landes in wenigen Minuten, wie es 1923 geschah, in einen Trümmerhaufen verwandelt werden konnte.

Den Vorzügen, die Japan im Ganzen für den Reisenden hatte, stand ein zeitliches Hindernis gegenüber, dessen Bedeutung mir erst allmählich klar wurde. Das war die tiefe Verstimmung, die Deutschland gegenüber in Japan herrschte und vielleicht mit Anlass zur Entsendung unserer Kommission gewesen ist. Bis vor kurzem hatte Deutschland eine bevorzugte Stellung in der japanischen öffentlichen Meinung gehabt. Es war Hauptlehrer seines Heeres, Haupthilfe bei der Modernisierung seines Geisteslebens, Hauptvorbild für seine neue Verfassung gewesen, und einzelne Deutsche waren zu ungewöhnlichen Vertrauensstellungen emporgestiegen, wie Dr. Bälz zum kaiserlichen Hausarzt und Frau v. Mohl zur Hofzeremoniemeisterin der Kaiserin. Dass der Einspruch gegen den Friedensvertrag von Schimonoseki eine Erkaltung in diesen Beziehungen mit sich bringen musste, war klar; aber wie erklärte es sich, dass sich der Groll weitaus in erster Linie gegen Deutschland richtete? Langsam sickerte durch, dass die Überreichung des Einspruchs durch den deutschen Botschafter in unnötig schroffer Form erfolgt sei; auch die Warnung des deutschen Kaisers vor der gelben Gefahr hatte ungünstig gewirkt. Im Gegensatz zu dieser Haltung war England während des Krieges mit seinen Sympathien von China zu Japan übergeschwenkt, und dieser Stimmungsumschwung war von dem Herausgeber der in Tokyo erscheinenden „Japan Mail“, Brinklay, ausgenutzt worden, gegen Deutschland zu hetzen, wie ich es noch nicht kennen gelernt hatte.

Während in China zur See Hongkong als Haupteingangstor bezeichnet werden kann, ist in Japan eine bedeutsame Verschiebung eingetreten. Solange die pazifische Küste Nordamerikas wenig entwickelt war, hat Nagasaki auf der südlichsten der vier japanischen Hauptinseln die Eingangspforte des Landes gebildet. Hier landeten einst die koreanischen und chinesischen Missionare, die den Buddhismus, die Lehren von Konfuzius und die chinesischen Schriftzeichen nach Japan brachten. Hier erschienen 1542 die Portugiesen unter Mendez Pinto, dem „Entdecker“ Japans, und später die europäischen Missionare, unter ihnen die deutschen Ärzte Kämpfer und Siebold, die das ferne Land zuerst beschrieben. Hier haben die Holländer als einzige nichtasiatische Ausländer zwei Jahrhunderte lang die, in ihren Resten mir noch gezeigte Faktorei, auf der Insel Deschima und damit ein Monopol des japanischen Aussenhandels besessen. Natürlich gehörte Nagasaki auch zu den Hafenstädten, die unter der Wirkung der Kanonen des amerikanischen Komodore Perry 1858 – nahezu zwei Jahrzehnte nach der Öffnung Chinas – dem Handel erschlossen wurden.

Mit der fortschreitenden Besiedlung der pazifischen Küste entwickelte sich in den Vereinigten Staaten das Interesse für das gegenüberliegende asiatische Ufer und damit für den Aufstieg des dort

gelegenen Fischereihafens Yokohama zum Hauptseehafen des Landes. Im Zusammenhang mit dieser von Aussen kommenden Wandlung vollzog sich eine innerpolitische von grosser Tragweite. Dem Mikado oder Kaiser Japans, der vor mehr als zwei Jahrhunderten von seinem „Kronfeldherren“, dem Shogun, vom Thron verdrängt worden war, gelang es 1868 die ihm entrissene Regierungsgewalt zurück zu gewinnen. Er verlegte zu gleicher Zeit seine Residenz von Kyoto, der „Hauptstadt des Westens“ nach Yedo und gab dieser Yokohama nahen Stadt den Namen Tokyo, „Hauptstadt des Ostens“. Das ging Hand in Hand mit einer Zuwendung zur europäisch-amerikanischen Kultur, wie sie ähnlich kaum in der Geschichte eines anderen Landes zu verzeichnen ist, zumal man damals in Japan von der nicht-asiatischen Aussenwelt noch weniger wusste, als Europa und Amerika vom lange verschlossenen asiatischen Inselreich. Ein Schwanken zwischen Altem und Neuem war deshalb ebenso natürlich wie ein Schwanken zwischen Zuneigung und Abneigung den verschiedenen fremden Völkern gegenüber, deren Haltung ebenfalls unsicher war.

Zeigte die Entwicklung Nagasakis auch grosse Wandlungen, ein Vorzug war ihm nicht zu nehmen; in seiner Nähe befand sich das reichste Kohle-Vorkommen des Landes. Dadurch behielt der Hafen seine Anziehungskraft für Dampfschiffe; nirgends war Ostasien Bunkerkohle so billig. Dazu trug auch bei, dass die Kohle durch Japanerinnen in Körben auf das Schiff gebracht wurde. Das machte mich stutzig. War das charakteristisch für die „Europäisierung“ des Landes? Die soziale Frage, die sich bisher, insbesondere bei den Riksha-Fahrten, nur als Gefühl geltend gemacht hatte, trat hier krass in Erscheinung. Welche Beantwortung würde sie in Japan finden?

Sicher bildeten die Kohlenschätze der Insel eine Hauptgrundlage für die Entwicklung einer Grossindustrie. Ansätze dazu waren schon vorhanden. Gern hätte ich eine Kohlengrube besucht. Noch lieber wäre mir ein Besuch des ersten grossen Werkes gewesen, das sich hier angesiedelt hatte: nämlich der Werft, welche der zweitreichsten Familienkonzern, der Mitsubishi, hier errichtet hatte. Einerseits infolge der Kohle, andererseits infolge der Lage an der Haupteingangspforte vom Festland her, hatte sie alle Aussicht, eine wichtige Rolle in der weiteren Entwicklung der japanischen Seeschifffahrt zu spielen. Sie war Hauptträger der raschen Fortschritte, die Japan im Bau von Handelsschiffen gemacht hat. Man konnte mit Sicherheit annehmen, dass sich ein Mittelpunkt der weiteren Industrie-Entwicklung hier bilden werde, wenn die „Kiushu-Kohle“ den Erwartungen entspräche. In der Tat ist nach einigen Jahren in dieser Gegend (bei Kokura) ein grosses Stahlwerk angelegt worden und zwar von der japanischen Regierung. An solche Betätigung des Staates dachte damals noch niemand, am wenigsten in unserer Kommission, die den Auftrag hatte, nach privaten Entwicklungsmöglichkeiten von Handel und Industrie Umschau zu halten. Von diesem Gesichtspunkt aus hatte ich den Wunsch, eine Kohlenzeche und die Werft zu besichtigen, aber die Zeit reichte nicht; auch wurde mir von einem Versuch als aussichtslos abgeraten. Beim ersten Schritt auf japanischem Boden sah man, dass man sich bescheiden musste; auch ein späterer Versuch blieb erfolglos.

Die Weiterfahrt nach Yokohama, wo Konsul Knappe und ich mit den übrigen Kommissionsmitgliedern wieder zusammen trafen, ging durch die „Inlandsee“, wie der von drei japanischen Hauptinseln umschlossene Teil des Meeres genannt wird. An seinem Eingang nähern sich die Inseln Kiushu und Honho so sehr, dass heute Shimonosaki mit dem gegenüberliegenden Moji durch einen Tunnel verbunden sein soll. Jenseits dieser schmalen Eingangspforte breitet sich nach kurzer Fahrt der

„Seepark“ Japans. Seine Eigentümlichkeit liegt darin, dass er auf einer Strecke von etwa 120 Seemeilen aus vielen Hunderten grösserer Inseln und kleinen und kleinsten Inselchen besteht. Eine Zählung schien noch nicht stattgefunden zu haben. Viele der Inseln sind nicht bewohnt, manche auch nicht bewohnbar. Aber jede ist malerisch in ihrer meist felsigen Form, die der Japaner durch geschmackvolle kleine Aufbauten oft noch zu schmücken weiss, und vor allem durch ihre eigenartigen Bewuchs, der oft aussieht, als sei er von einem feinsinnigen Gartenkünstler angelegt worden: ein ausgesprochen japanisches Landschaftsbild, das mir die kleinen nur zum Beschauen, nicht zum Betreten bestimmten Gärten der Japaner verständlich gemacht hat.

Bei Fahrt weist in der reichen Folge ihrer Landschaftsbilder zwei berühmte Höhepunkte auf. Der eine ist nicht fern vom Eingang: Miyagima in der Nähe der Stadt Hiroshima, die mit Hilfe der nahen Kiushu-Kohle eine Industriestadt werden sollte. Es wird von den Japanern zu den drei Hauptsehenswürdigkeiten ihres Landes gezählt und ist erst späte von mir besucht worden. Es besteht aus einer Anzahl Inseln, von denen die grösseren, beschattet von Herrlichen alten Bäumen und umspielt von zahmen Rehen, Tempel und „Torii“ tragen, die bis ins Meerwasser hineingebaut sind. Noch überboten wird dieses Bild dann kurz vor Yokohama durch den Fujiyama mit seiner Schneehaube und Rauchfahne. Wie er in grossen einfachen Linien aus dem Lande aufsteigt, hat er etwas Majestätisches und beherrscht die Landschaft noch ganz anders als der Aetna oder Vesuv. Wenn er als „heilig“ verehrt wird, so erklärt sich das vor allem daraus, dass dieser Vulkan das eindrucksvollste Bild der unheimlichen unterirdischen Kräfte ist, die durch Erdbeben das Menschenwerk in Japan dauernd gefährdet.

So überraschend die Fahrt durch die Inlandsee war, so wenig befriedigend war Yokohama. Das lag einmal an der Jugend der Stadt. Acht Jahre nach ihrer Eröffnung war die sich schnell entwickelnde Siedlung niedergebrannt. Yokohama war also zur Zeit unseres Besuchs erst dreissig Jahre alt. Wenn man das bedachte, war das Geleistete erstaunlich. Aber der Reiz des Altgewachsenen fehlte. Selbst die Japanerstadt zeigte eine Mischung von Fremden und Einheimischem; die Läden mit Andenksachen dominierten; und die schönen Wohnhäuser, die sich die Fremden in dem „Bluff“ genannten höheren Stadtteil angelegt hatten, entbehrten des Lokalkolorits. Hongkong hatte eine eigene Physiognomie gewonnen, in Yokohama fehlte sie. Zu diesem Eindruck trug viel bei, dass es im Japanerviertel fast keine Grosskaufleute mit guter Tradition gab und dass Kaufleute in der japanischen Rangordnung hinter den Bauern standen.

In Yokohama gab es keinen gesellschaftlichen Verkehr zwischen den Europäern und Amerikanern auf der einen, den Japanern auf der anderen Seite. Der äussere Eindruck konnte allerdings täuschen. Denn während es damals in China keine Chinesen gab, die ausländische Kleidung trugen, war das bei den Japanern nicht selten der Fall. Man sah sogar Japaner mit Zylinderhüten. Trotzdem standen sich die Kaufleute schroffer als in China nur als Konkurrenten gegenüber und weil der Inlandhandel hier nicht in gleichem Masse wie dort den Aussenhandel überwog, ein Zwischenglied, wie es der chinesische Komprador war, hier fehlte, und der Japaner lebhafter als der Chinese bestrebt war, auch am Aussenhandel selbst teilzunehmen. In der deutschen Kolonie beneidete man geradezu den deutschen Kaufmann in China

Tokyo, das in einer Eisenbahnfahrt von weniger als eine Stunde zu erreichen war, war Kaiserstadt nur zwei Jahre früher als Berlin geworden. Als ich den Mutsuhito oder Meiji-Tenno, wie er nach dem Tode genannt wird, mit seiner Gemahlin über die oft abgebildete schöne Brücke in sein von starken mauern umgebenes Schloss einziehen sah, wurde es mir schwer, mir vorzustellen, dass ich in dem grossen und doch unscheinbaren Mann, von dessen scheuen Wesen viel erzählt wurde, eine Persönlichkeit von weltgeschichtlicher Bedeutung gesehen hatte. Er hatte 1868 dem Jahrhunderte lang verschlossenen Japan eine neuzeitliche Verfassung freiwillig verliehen und 1890 in seinem kaum dem Mittelalter entronnenen Lande das erste Parlament feierlich eröffnet. Er war in der Tat – wie sein deutscher Leibarzt Baelz damals gesagt hat – „weniger eine Person als die Inkarnation einer Idee“, wie sie für Europäer in Figuren wie Germania und Britannia gegeben ist.

Dass in der neuen Hauptstadt ein anderes, der Zukunft zugewandtes Treiben, als in der Hafenstadt trotz ihres Seeverkehrs herrschte, zeigte sich besonders auch bei den in Tokyo lebenden Deutschen. Sie setzten sich, von der Gesandtschaft abgesehen, aus zwei Gruppen zusammen. Die eine bestand aus Kaufleuten, doch nicht aus „general merchants“, allgemeinen Ein- und Ausfuhr-Kaufleuten, sondern aus Vertretern einzelner grosser Produktionsfirmen. Wie ich einem Vertreter von Armstrong und Vickers begegnete, so waren hier auch Vertreter deutscher Firmen wie Krupp und Siemens zu finden. Sie machten unmittelbar Lieferungen an die japanische Regierung, und waren in ganz anderer Masse mit den Verhältnissen ihres Aufenthaltslandes vertraut als die Kaufleute in Yokohama, die im Einfuhrgeschäft unter japanischer Gilden zu leiden hatten. Sie verkauften ihre Ware nicht an Jeden, sondern schlossen nur mit Vertretern der eine Ausnahmestellung einnehmenden Grossen japanischen Firmen oder mit Vertretern des Staates Liefergeschäfte ab. Sie standen daher auch mit der japanischen Gesellschaft in Verkehr, auch mit Männern des des japanischen Geburtsadels, die oft weniger zurückhaltend waren, als die Vertreter des chinesischen Geistesadels.

Zu dieser ersten Gruppe gesellte sich eine zweite, die sich aus Professoren und anderen Sachverständigen im Dienste der japanischen Regierung zusammensetzte. Zwischen Mitgliedern dieser Gruppe und den Japanern bestanden auch mannigfaltige Beziehungen gesellschaftlicher Art. Das erklärte sich einerseits dadurch, dass Gelehrte nach japanischer Auffassung als solche höher als Kaufleute rangierten; es wirkte aber auch mit, dass Deutsche sowohl in der Europäisierung des geistigen Lebens in Japan als insbesondere auch in der Aufklärung Europas über das unbekannt Japan in vorderster Reihe beteiligt waren. Noch zur Zeit der Absperrung Japans haben die genannten zwei deutschen Ärzte in holländischem Dienst – Kämpfer und Siebold – die ersten Bücher über das unbekannt Inselland im fernen Osten geschrieben. Deutsche Gelehrte waren sodann am Aufbau der Universität in Tokyo hervorragend beteiligt. Sie haben insbesondere die Umstellung der japanischen Medizin auf europäische vorgenommen, was äusserlich in der Tatsache zum Ausdruck kam, dass regelmässig ein japanischer Arzt der deutschen Sprache mächtig war. Aus der grossen Schar der in Japan tätigen Deutschen seien hier nur die hervorgehoben, welche zur Kenntnis des fremden Landes Bemerkenswertes beigetragen haben: Baelz (innere Medizin), Fesca (Landwirtschaft), Florenz (Literatur), Naumann (Geologie), Netto (Bergingenieur), Rathgen (Volkswirtschaftslehre), Scriba (Chirurgie).

Vertreter der beiden deutschen Gruppen in Tokyo kamen regelmässig zum Kegeln zusammen. Ich durfte auch an diesen Abenden teilnehmen. Im Ganzen machte ich dabei eine recht schlechte Figur;

einmal jedoch fielen zum allgemeinen freudigen Erstaunen alle Neun; aber alsbald bemerkte man, dass alle Hängelampen schwankten, ein Zeichen, dass mir ein kleines Erdbeben zu Hilfe gekommen war. Ich habe auch noch andere Erdbeben, auch ein sehr viel heftigeres, in Japan erlebt, aber keines, das sich mir so freundlich erwies.

Es waren prächtige Menschen damals unter den Deutschen Tokyos. Wenigstens drei müssen genannt werden. Die erste Stelle gebührt dem bereits genannten Professor Baelz. Er war als junger Arzt im Jahre 1876 an die Universität Tokyo gerufen worden, war also schon zwei Jahrzehnte in Japans Hauptstadt. Mit gründlicher Fachkenntnis und praktischer Schulung verband er ein lebhaftes Interesse für Anthropologie und Völkerkunde. Beiden zusammen veranlasste ihn, sich alsbald mit der japanischen Sprache vertraut zu machen; auch heiratete er eine anmutige Japanerin aus angesehener Familie. Er wurde Vertrauensarzt des kaiserlichen Hauses, und es gab in Tokyo kaum einen bekannten Japaner und bekanntere Ausländer, mit dem er nicht bekannt war. Fürst Ito beispielsweise wurde sein Freund. Keinem anderen Fremden dürfte in Japans Hauptstadt ein ähnliches Vertrauen entgegengebracht worden sein. Leider wusste ich von ihm nichts als ich beim Kegeln mit ihm zusammen traf. Ich hatte nur den Eindruck einer ungewöhnlichen Persönlichkeit und fand später keine Gelegenheit, den viel Beschäftigten aufzusuchen.

Bedeutsamer für mich schien mir ein Mann zu sein, der aus der zweiten Gruppe hervorragte. Es war der Vertreter von Siemens und Halske, Herr Lehmann, ein Mann mit offenen Augen und besonnenem Urteil, der sogleich Vertrauen einflösste. Er war wohl unter den deutschen Kaufleuten am besten mit den wirtschaftlichen Verhältnissen vertraut und wurde später langjähriger Präsident der Deutsch-ostasiatischen Gesellschaft in Tokyo. Er war aber wenig geneigt, sich einem Durchreisenden gegenüber offen auszusprechen, zumal in weiterem Kreise. Dafür hatte ich volles Verständnis. Praktisch bedeutsamer wurde daher für mich ein dritter Deutscher. Er stand gewissermassen zwischen den beiden Gruppen: der Legationssekretär Dr. Weipert. Er sprach nicht nur japanisch, sondern konnte es auch ohne Schwierigkeit lesen und schreiben, und hatte wohl an der Botschaft als Hauptaufgabe, die japanische Presse, der volle Freiheit der Meinungsäußerung eingeräumt war, zu verfolgen. Er war auch mit einer Japanerin verheiratet. Mit Dr. Weipert, dem alle Quellen der Erkenntnis, die sonst Europäern fast immer verschlossen waren, offenstanden, habe ich viele Stunden verplaudert. Durch ihn wurde ich auch in den berühmten Ahorn-Klub eingeführt, konnte mich aber mit dem merkwürdigen Gesang der Geishas und dem Schlagen ihres Samisan nicht befreunden. Es blieb so unverständlich wie in China.

Noch wichtiger als die deutschen Bekanntschaften waren mir in Tokyo die japanischen. Kein Besuch in Japan hat mir solchen Eindruck gemacht, wie der beim Präsidenten der Tokyoer Handelskammer Shibusawa. Er empfing mich in seinem schönen Haus, in dem alles streng japanisch eingerichtet war. Der Hausherr sass in der Tracht seines Landes mit untergeschlagenen Beinen und blossen Füßen auf einer etwas erhöhten Matte; und das einzige nicht in die Umgebung hineinpassende Möbel war der für den ungelenkten Europäer bestimmte Stuhl. Shibusawa war ein Mann von der Durchschnittsgrösse des Japaners, aber mit ungewöhnlich breiter Stirn, die mir vor Allem auf Energie zu deuten schien. Auch war sein bisheriger Lebenslauf bezeichnend. Er hatte sich ursprünglich der Beamtenlaufbahn gewidmet und es in kurzer Zeit zum Stellvertreter des Finanzministers gebracht; dann aber kam er zur Erkenntnis, dass es vor allem nötig sei, das Wirtschaftsleben in Japan zu entwickeln. So

wurde er Kaufmann. Er widmete sich besonders dem Bankwesen, wurde in der 1883 gegründeten Zentralbank (Nippon Ginko), der Haupthandelsbank (Yokohama Specie Bank) sowie in der führenden Industrie-Bank Präsident oder einer der Leiter und kam von da aus auch in die Direktion der grossen Schiffahrtsgesellschaft Nippon-Yusen Kaisha und anderer grosser Unternehmungen. Er wurde der Rothschild oder Morgan Japans genannt. Das wusste ich noch nicht, als ich ihn besuchte. Die Unterredung, die in englischer Sprache vor sich ging, konzentrierte sich daher auf Korea. Ich erzählte, wie schwierig es gewesen sei, von Tschumulpo nach Soul zu gelangen, und war erstaunt, wie stark Shibusawas Interesse für Korea war. Es sollte anscheinend eine Art Musterbeispiel für japanische Kolonisationsarbeit werden. Dem Wort ist die Tat auch gefolgt. Mit nordamerikanischer Hilfe wurde die Eisenbahn von Tschumulpo nach Soul gebaut; Mit der Konzession der Eisenbahn wurde das Recht verbunden, an allen Haltestellen japanische Siedlungen anzulegen; das war der Anfang einer systematischen Kolonisation. Die auf koreanischem Boden gewonnenen Erfahrungen wurden dann auf die an Bodenschätzen reiche Mandschurei übertragen. Sie wurde zum Hauptgebiet der japanischen Schwerindustrie entwickelt. Wenn ich später davon hörte, was die Japaner im grossen Nachbargebiet von Korea machten, habe ich immer an den Besuch bei Shibusawa, dem Bahnbrecher der japanischen Kolonialpolitik, denken müssen. Er bildete ein interessantes Gegenstück zur Einladung beim Präsidenten der chinesischen Handelskammer in Hongkong, Hoamei. Zwischen beiden bestand ein grundlegender Unterschied insofern, als der Chinese von den praktischen Möglichkeiten, der Japaner von den erstrebten Zielen ausging, jener rein individualistisch dachte, dieser als Vertreter seines Volkes.

Eine zweite Bekanntschaft stand zum Besuch beim Präsidenten Shibusawa in schärfstem Gegensatz. Ein ungewöhnlich stattlicher, jüngerer Mann in eleganter europäischer Kleidung, der sich auf einer Universität in den Vereinigten Staaten mit der englischen Sprache auch amerikanische Art vollendet angeeignet hatte, Hajakawa, war ein Vertreter des dreihundert Jahre alten Handelshauses der Mitsui und wahrscheinlich auch Angehöriger einer der elf Mitsui-Familien, die diesen grössten Konzern des Landes bildeten. Durch ihn erfuhr ich einiges über seine Organisation, die wohl nur in einem Lande denkbar ist, in dem der Ahnenkult noch eine Macht im Leben darstellt. Die Grundlage war noch immer das Testament des Gründers. Seinen Bestimmungen gemäss wurde aus der weiten Verwandtschaft der Präsident des Konzerns gewählt. Zur Macht war die Mitsui-Familie – ähnlich wie es so manche Familie auch in Europa – dadurch gekommen, dass sie die Hofbankiers der Shogune wurden und dadurch auch den Handel mit den Holländern auf der Insel Deshima mit in die Hand bekamen. Daraus wuchs zunächst die Mitsui-Bank und später auch noch die Mitsui-Handelsgesellschaft (Mitsui Bussan Kaisha) hervor, die den Kern des ganzen Konzerns bilden. Die Bank beschränkte sich nicht darauf andere Unternehmungen zu finanzieren; sie hatte auch eigene Betriebe wie eine Baumwoll-Fabrik und eine Papier-Fabrik ins Leben gerufen. Die Handelsgesellschaft verfolgte damals immer deutlicher das Ziel, Japan so weit wie möglich vom fremden Kaufmann unabhängig zu machen. Sie hatte daher auch angefangen, systematisch ihre Tätigkeit über den ganzen Erdball auszudehnen. Näheres über diesen grossen Konzern, der in Japan keinen Fremden anstellte, zu erfahren, gelang mir trotz der interessanten Bekanntschaft nicht. Dasselbe galt in erhöhtem Masse vom zweit grössten Familienkonzern in Japan, dem bereits genannten der Mitsubishi. Über die Mitsubishi-Familie habe ich nie etwas erfahren können. Mit einem Familienbetrieb ist immer viel Geheimnis verbunden und in Japan wohl besonders.

Auch eine dritte japanische Bekanntschaft erscheint mir heute bemerkenswert. Ich war – ich weiss nicht mehr, warum – vom Privatsekretär des japanischen Ministerpräsidenten Grafen Ito allein zum Lunch eingeladen und habe bei ihm meine erste rein japanische Mahlzeit mit Esstäben eingenommen, obwohl der Gastgeber europäisch eingerichtet war. Er war ein gewandter Diplomat und vollendeter Hofmann. Die Unterhaltung war mehr Konversation als ein ergiebiges Gespräch. Sie offenbarte ein starkes Interesse, das mir nicht nur das eines Beobachters zu sein schien. Ich legte mir daher die Frage vor, ob Japan vielleicht an der Schwelle eines Merkantilzeitalters stehe, also einer Zeit, in der sich der Staat selbst wegen unzureichender Entwicklung des Unternehmertums der Befriedigung dringender wirtschaftlicher Bedürfnisse widmen müsse; doch glaubte ich diese Frage, allein schon in Hinblick auf die genannten beiden grossen Familienkonzerne, nur bedingt bejahen zu können. Es wurden unzweifelhaft in der Hauptstadt allerhand Geschäfte über die Köpfe der Kaufleute in den Vertragshäfen hinweg mit der japanischen Regierung, wie in China mit einzelnen Vizekönigen, geschlossen, was eine Einengung der Tätigkeit auch für unsere Kommission bedeutete; von dem Ausmass, in dem das in Zukunft geschehen sollte, war eine richtige Vorstellung damals nicht zu gewinnen. Erst später ist der volle Zusammenhang mir klar geworden. Japan hatte eine grosse Kriegsentschädigung durch seinen siegreichen Feldzug gegen China erhalten. Damit war der Staat mit einem Schlag die grösste Kapitalmacht des Landes geworden. Er musste sich hinfort ganz anders als bisher mit Wirtschaftsfragen beschäftigen; wenn er private Unternehmungen wie die genannten Familienbetriebe unterstützte, als auch wenn er eigene Betriebe mit ausländischer Hilfe ins Leben rief. Der Friedensschluss von Schimonoseki gab Veranlassung, sich mit allen Mitteln wirtschaftlich zu kräftigen, unter möglicher Vermeidung öffentlicher Erörterungen. Diese Sachlage dämmerte mir erst zum Schluss der Reise auf. Gewiss wurde in Japan damals Mancherlei mit unzureichenden Kräften unternommen. Das trat in den Vordergrund. Was im Stillen vorbereitet wurde, war wichtiger. Darüber war Näheres nicht zu erfahren. Es war aber bezeichnend, dass im ersten Jahr des neuen Kaiserreiches (1869) in Tokyo die Hochschule, die zugleich Universität und Technische Hochschule umfasste, ins Leben gerufen worden war; und das sollte nur ein Anfang sein. In allen Teilen des Landes sollten Hochschulen gegründet werden und waren es zum Teil auch schon. Der Bildungsdurst im ganzen Lande schien mächtig entfacht zu sein. Er dehnte sich sogar auf den weiblichen Teil der Bevölkerung aus, für den von 1868 Schuleinrichtungen für unnötig erachtet worden waren. So entschlossen man an den alten Überlieferungen der von China einst entscheidend beeinflussten Kunst festhielt und auch in der Religion und Morallehre die alten Traditionen nicht lockerte, so bereitwillig öffnete man der abendländischen Wissenschaft Tür und Tor. Dass man dabei die Schwierigkeiten vielfach unterschätzte, war natürlich. Die Aneignung blieb zunächst äusserlich; wie sich die Europäische Tracht beim Japaner anfangs oft komisch machte, so wurden auch die Errungenschaften der Wissenschaft zuerst oft missverstanden. Erst allmählich drang man in ihren Geist, ihre Methoden ein. Dass das in Einzelfällen geschah, hatte ich schon in meinem ersten Studien-Semester beim japanischen Mitarbeiter von Professor Weismann, Ishikawa, erfahren. Japans ungestüme Eifer blieben Erfolge nicht versagt; man braucht nur den Namen Kitasato heute zu nennen, des Schülers von Robert Koch, der den Erreger der Beulenpest entdeckt hat. Auf solche auch im Ausland anerkannte Erfolge war man in Japan stolz. Es fehlte jedoch auch nicht an Überschätzung des Erreichten. Würde es gelingen, echtes Ausländisches und echtes Japanisches zu etwas Lebensvollem zu verschmelzen? Man konnte nicht daran zweifeln, dass das in Einzelfällen geschah; aber ob eine gesunde Synthese im Grossen erreicht werden könne, dessen war ich nicht sicher.

Die tiefe Wandlung, die mit dem Jahre 1868 in Japan einsetzte, hatte zunächst eine kritiklose Annahme von allem Neuen zur Folge. Die „Europa-Manie“ ging soweit, dass die Regierung Frack und Cylinder als offizielle Kleidung bei Neujahrsbesuchen einführte. Aber die Reaktion blieb nicht aus. Als Graf Aoki, der sein Land lange in Berlin vertreten hatte, eine Deutsche geheiratet und einen deutschen Grafen zum Schwiegersohn gewonnen hatte, nach Japan zurückkehrte, hatte er in seiner Heimat einen schweren Stand; und nicht nur die deutschen, alle Professoren, die einst so freudig aufgenommen waren, wurden wie Baelz klagt, „nicht gebührend behandelt“.

Dieser allgemeine Wandel wiederholte sich in Japans Stellung den einzelnen Ländern gegenüber. Da es an einem durch Erfahrung und Anschauung festen Untergrund fehlte, unterlag seine Haltung fast überall jähen Schwankungen. Mit England, das anfangs schlecht angeschrieben war, wurde 1902 ein Allianzvertrag abgeschlossen, der Hilfe versprach, wenn Japan von mehr als einer Macht angegriffen werde. Den Vereinigten Staaten gegenüber hatte Japan lange ein Gefühl der Dankbarkeit, da sie es gewesen waren, die Japan die Tür zur Welt geöffnet hatten; als aber der Friede von Portsmouth – der russische Minister Witte wohnte bei Charles Crane – mit ähnlichen Enttäuschungen wie der von Schimonosecki abschloss, wandte sich Japan von den Vereinigten Staaten ab und legte Protest ein, als Crane amerikanischer Botschafter in Peking werden sollte. Freund und Feind war es von Deutschland, den Vereinigten Staaten und auch England; und mit russischen Nachbarn ist es, je mehr er seinen weiten asiatischen Gebieten ein Interesse zuwandte, immer wieder in einen zwischen Krieg und Frieden schwankenden Zustand gewesen.

Wenn die Begegnungen mit Einheimischen, die ich in China fast ganz entbehren musste, auch von grossem Wert waren, ich wollte von Japan nicht nur etwas hören sondern auch sehen. Einen unvergesslichen Eindruck von ihm hatte ich schon von Tokyo aus gewonnen. Die Begrüssungsgesellschaft unserer Kommission fand nämlich für Yokohama und Tokyo zugleich in dem von beiden Städten leicht zu erreichenden Kamakura statt. Diesen Ort hatte sich der erste Shogun 1192 zur Residenz erwählt, weil er von hier aus leichter und wirksamer als von Kyoto, der Residenz des aus seiner Machtstellung verdrängten Kaisers, die Urbewohner im nördlichen Teil der Hauptinsel, die Ainus, bekämpfen konnte. Er hatte Kamakura auch zu einem religiösen Mittelpunkt des Landes gemacht. Während sich von den Holzbauten der einst volkreichen Stadt kaum eine Spur erhalten hat, bestehen die Heiligtümer zum Teil noch heute. Unter ihnen ragt der Daibutsu hervor, der fünfzehn Meter hohe sitzende Buddha in Bronze. Nicht seine Grösse ist das Besondere; es gibt in Kyoto und bei Nara noch grössere Buddha-Statuen. Das Besondere ist vielmehr, dass sich mit dem indischen Buddha-Gedanken japanisches Kunstempfinden zu wunderbarer Einheit verschmolzen hat. Im nahen Tempel der Kwannon, der Göttin der Barmherzigkeit, kommen indische Religion und indische Kunst befremdlich zum Ausdruck. Der Daibutsu, in dem sich der japanische Shintoismus mit dem Buddhismus vereinigt hat, erreicht eine Vollendung, die ihn über die Zeit seiner Entstehung und über das Volk, das ihn geschaffen hat, hinaushebt. Es ist ein erhabenes Bild von Ruhe und Milde. Wenn es so überraschend stark wirkte, so war das zum Teil auch dem zu verdanken, dass der Tempelbau, in dem er einst stand, verschwunden war; es war von japanischen Natur – Zedern und Fichten – aufs schönste umrahmt. Das Einzige, was zum Ganzen nicht passte, war die grosse, lebhaft plaudernde europäische Gesellschaft die sich vom

geschichtskundigen japanischen Priester auf den Knien der Daibutsu fotografieren liess. Wenn das ein Denkmal gibt, dem man einsam und schweigend begegnen muss, ist es der Daibutsu von Kamakura.

Nun galt es aber, Japan nicht nur als genussfreudigen Globetrotter kennen zu lernen. Um über die Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit seiner Volkswirtschaft ein Urteil zu gewinnen, musste man das einschlägige gedruckte Material durcharbeiten und sich einen anschaulichen Überblick über das fremde Land im Ganzen verschaffen. In dieser Erkenntnis suchte ich den ersten Vertreter der Volkswirtschaftslehre an der Universität in Tokyo, Professor Wadagaki, auf. Ich hatte mit ihm eine lange, ergiebige Unterredung, nahm zweimal an seinem Seminar teil, sprach dort auch in englischer Sprache zu den Studenten und fragte schliesslich, ob Wadagaki nicht einen Schüler hätte, der auf meiner Reise das Land im Verkehr mit den Einwohnern, sowie bei der Benutzung von Drucksachen Dolmetscher sein könne. Er stellte mir einen solchen, wenn auch nicht alsbald, in sichere Aussicht.

Um keine Zeit zu verlieren, beschloss ich, ohne japanische Hilfskraft, doch in Begleitung von Herrn Schanz und einem anderen Kommissionsmitglied die nördliche der vier japanischen Hauptinseln zu besuchen. Sie wurde früher Yesso genannt und war erst 1868 dem japanischen Reich unter dem Namen Hokkaido (Nordsee-Bezirk) einverleibt worden. Sie wurde damals der Kolonialverwaltung unterstellt, da ihre klimatischen Verhältnisse sich von denen der drei anderen Inseln erheblich unterschieden und die Ainus, die auf der Hauptinsel nicht mehr anzutreffen waren, in der geringen Bevölkerung eine gewisse Rolle spielen sollten.

Wir fuhren mit einem japanischen Dampfer von Yokohama nach Hakodate, dem an der Südküste gelegenen Haupthafen der Insel, der für so wichtig gehalten wurde, dass er gleichzeitig mit Yokohama dem Fremdhandel eröffnet wurde. Auf der Fahrt dorthin kamen wir in einen Taifun. Es war recht ungemütlich, als der Zugang zum Deck vernagelt wurde und das Heulen des Sturmes in immer höhere Tonarten überging. Das Schaukeln des Schiffes hat mir dagegen wenig Eindruck gemacht; ich hatte es schon stärker erlebt. Als nach einiger Zeit die Zunagelung der Kajüte wieder beseitigt wurde, trieb mich die Neugier alsbald aufs Deck. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich den Kopf aus der Luke steckte; denn erstens war die Gewalt des Windes noch so gross, dass ich das Gefühl hatte, der Kopf werde mir vom Leibe gerissen, und zweitens sah zu meiner grössten Verwunderung das schaumbedeckte Meer völlig glatt aus: der Sturm rasierte ihm alle Wellenberge ab. Der prächtige Kapitän, ein Amerikaner, hatte sich auf der Kommandobrücke festgebunden und einen Revolver in der Hand; er sagte, das sei nötig, da die japanische Besatzung, wenn irgend etwas auf dem Schiff zugestossen wäre, ohne Rücksicht auf die Europäer, im Rettungsboot das Weite gesucht gesucht hätten, wie vor nicht zu langer Zeit in ähnlicher Lage geschehen sei. In Yokohama hatte man sich schon trüben Gedanken wegen unseres Schicksals hingegeben. Der Taifun hatte dort seine Macht dadurch allen vor Augen geführt, dass er ein stattliches Schiff von der Seite der erst vor einem Jahr vollendeten Hafenterrasse auf die andere hinüber hob; und der Wetterdienst hatte gemeldet, dass das Zentrum des Taifuns der Südküste von Hokkaido entlang gegangen sei. Ich hatte das Gefühl, dass wir der Ruhe und Besonnenheit des Kapitäns viel zu danken hatten.

Auf die Nordinsel hatte man, gerade wegen ihrer andersartigen Produktionsbedingungen, grosse Hoffnungen gesetzt. Aber sie hatten sich nicht erfüllt. Die Lebensgewohnheiten, an denen der

durchschnittliche Japaner, zumal der Landmann, sehr hängt, sind auf ein milderes Klima zugeschnitten; sie passen nicht für den rauhen Norden. Die Einwanderung ist daher beschränkt geblieben und von den schönen Plänen hat das meiste aufgegeben werden müssen. Übriggeblieben ist in der 1870 geschaffenen Hauptstadt, Sapporo, die ich besucht habe, nur eine landwirtschaftliche Hochschule, die nach allem, was darüber bekannt geworden ist, gute Arbeit leistet. Die unzweifelhaft eingetretenen Enttäuschungen beruhen nicht auf unzureichender Leistung, sondern auf der Haltung des japanischen Volkes. Es hat viel mehr einen Zug nach Süden in sich als einen Zug nach Norden. Das Meer mit seinem Reichtum an Fischen und essbarem Seetang schien zur Zeit meines Besuches eine grössere Rolle als die Landwirtschaft zu spielen; für Viehzucht waren Bedingungen nicht ungünstig, der Japaner isst jedoch kein Rindfleisch und ist auch an den Genuss von Milch nicht gewöhnt. So war das Ergebnis negativ. Baldige Entwicklungsmöglichkeiten grösseren Umfangs schienen nicht vorzuliegen, zumal da auch die ergiebigsten Fischgründe, die Japan zum ersten Fischereistaat der Welt werden liessen, noch weiter im Norden lagen. Auch die Regierung richtete den Blick jetzt in andere Richtungen.

Die Reise sollte für mich jedoch noch einen schönen Abschluss bekommen. Dazu trug nicht viel ein kurzer Besuch bei, den ich in der Nähe von Muroran, dem kleinen Hafen, von dem die Rückfahrt nach Aomori auf der Hauptinsel angetreten wurde, in einer Ansiedlung von Ainus gemacht habe. Diese bärtigen angeblichen Urbewohner Japans haben nichts an sich, das an die mongolische Rasse erinnert. Sie haben insbesondere keine Ähnlichkeit mit den Japanern, wie es bei den Malaien der Fall ist. Sie sehen eher wie Urbewohner Europas als Asiens aus. Sie wohnten in einem sumpfigen Waldgebiet, nicht fern von der Meeresküste, ernährten sich in erster Linie vom Fischfang, hatten den Übergang von der blossen Aneignungswirtschaft zur Produktionswirtschaft überhaupt noch nicht vollzogen und machten den Eindruck, mit ihrem kärglichen Los ganz zufrieden zu sein. Dass sie aus eigener Kraft die Jahrhunderte alte Primitivität ihres Daseins einmal überwinden würden, dafür schien mir nichts zu sprechen; und die Berührung mit fremder Kultur hatte wenigstens in der Strohütte, mit deren Insassen ich mich mit Hilfe einiger Brocken der englischen Sprache zu verständigen suchte, nur Bettelhaftigkeit in liebenswürdigen Formen hervorgebracht. Die Neger und Indianer, sowie die Hakas in Südchina schienen mir höher zu stehen.

Die schönen Erinnerungen knüpfen sich an die Rückreise nach Tokyo durch den Nordteil der Hauptinsel. Eine solche Reise war damals noch etwas Ungewöhnliches. Die Eröffnung von Hafenstädten hatte das Recht nicht in sich geschlossen, im Lande zu reisen, und es wurde als ein bemerkenswerter Erfolg angesehen, als dieses Recht dem diplomatischen Missionschef und dem Generalkonsul eingeräumt wurde. Auch wirkte noch hindernd, dass man auf japanische Gasthäuser und damit auf japanische Nahrung angewiesen war. Ich empfand das als besonderen Reiz, denn dadurch gewann ich einen Einblick in japanisches Leben, wie Ähnliches in China unmöglich und auch in Europa nur beschränkt möglich war. Es zeigte mir überall eine Verknüpfung von Einfachheit und Schönheit. Das Haus besteht nicht nur aus Holz, sondern das Holz ist im Naturzustand gelassen und wird in seiner Maserung möglichst zur Geltung gebracht. Die Kleidung lässt sich nicht nur leicht dem Wechsel der Temperatur anpassen, sondern ermöglicht auch, verschiedene Farbenwirkungen hervorzurufen. Die Nahrung besteht nicht nur aus Reis und Fisch, sondern auch aus einer Fülle kleiner Zutaten, wie der aus Sojabohne gewonnenen Shoyu-Sauce, die für Ernährung und Geschmack von grösster Bedeutung sind.

Der Sinn für kleine Freuden ist ebenso bezeichnend für die Eigenart des Japaners im Privatleben wie bedingungslose Hingabe an das Vaterland im öffentlichen Leben. Anspruchslosigkeit und Opfermut reichen sich die Hände.

Auf dieser Reise, auf der ich Nicht-Japanern erst begegnete, als ich näher an Tokyo herankam, habe ich zwei weitere Abstecher gemacht. Der erste ging nach Sendai, der grössten Stadt im nördlichen Japan. Es lockte mich sowohl als Gewerbestadt als auch wegen seiner Lage. Die meisten Gewerbe, die für den Verbrauch des Japaners arbeiten und über die Rein in seinem Japanbuch einen sorgfältigen Überblick gibt, sind hier gut vertreten; aber in erster Linie wird hier praktische Brauchbarkeit, nicht künstlerische Wirkung angestrebt. Für Sendai kennzeichnend ist ein Gewebe aus Seide und Papier, Schifuori genannt, das mit dem schönen Aussehen der Seide die wärmste Wirkung des Papiers verbindet. Sendai ist auch Universitätsstadt, geschützt vor dem Getriebe des Fremdenverkehrs als Tokyo und Kyoto. Ich ahnte nicht, dass einst die Bücherei meines Onkels Otto v. Gierke hierher kommen würde; leider soll sie durch einen Brand zerstört sein; sie war für Japan besonders geeignet, weil sie sich um den Mittelpunkt der Gemeinschaftsformen, insbesondere der Genossenschaft gruppierte.

Die Umgebung wird aber den Fremdenstrom mehr und mehr auch nach Sendai lenken; denn hier an der Küste befindet sich eine der „Sankei“ der drei schönsten Landschaftsbilder des Landes. Es ist der Inselarchipel von Matsushima. Hier ist der Ansturm der Wogen des Pazifischen Ozeans stärker als in der „Inlandsee“. Die Inseln wie die Küste sind daher noch mehr zerklüftet, die Felsen unterhöhlt und zerrieben, oft zu grotesken Formen. Zugleich gedeihen hier auf den zahllosen grossen und kleinen Inseln die vom Winde gekrümmten Fichten mit ihren zackigen Zweigen und dunklen Nadeln besonders gut. Aber die Wellen spielen hier die Hauptrolle. Ist in Miyagima im Süden alles lieblich, so ist hier das Bild der wilden Kräfte des Weltmeeres vorherrschend.

Der zweite Reiseabstecher hatte Nikko zu Ziel, von dem ein verbreitetes japanisches Sprichwort sagt: „Sprich das Wort „grossartig“ nicht aus, solange Du nicht in Nikko gewesen bist“. Hier vereinigen sich Natur, Religion und Kunst zu einem einzigartigen Dreiklang. Nicht die zerzauste Fichte, sondern die majestätische Kryptomerie ist es hier, die den Ton angibt, und er wird aufs wirksamste dadurch verstärkt, dass die japanischen Tore(Torii), die meist – gross oder klein – bei Bitten an die Götter versprochen werden, die Schluchten überspannenden Brücken, unter denen die „Heilige rote Brücke“ (Mihashi) weltbekannt geworden ist, und die Schnitzereien der Tempel die rote Lackfarbe bevorzugen. Schon die Zugänge zu den Tempeln verdrängen die Alltagsstimmung durch erhebende Empfindungen. Auf stufenreichen Wegen, die von steinernen und bronzenen Laternen eingefasst und mit stilvollen Torii geschmückt sind, steigt man langsam zu den Stätten der Verehrung hinauf, unter denen die Mausoleen der beiden beduetensten Herrscher aus der Zeit des Shogunats die erste Stelle einnehmen. Sie waren von Japanern sehr besucht. Die Verehrung der Shogune schien nicht gelitten zu haben. In der Wandlung des Jahres 1868, die uns grösser erscheint, als sie ein europäischer Staat erlebt hat, sahen die Japaner die Wiederherstellung eines Zustandes, der wirksamen Schutz vor den Fremden ermöglichte. Aber wenn Nikko seine geschichtliche Bedeutung für die Japaner auch nicht eingebüsst hatte, es schien mir doch das wunderbare Zusammenstimmen von Natur und Kunst die Hauptanziehungskraft zu bilden; es findet sich in allen Städten religiöser Erhebung dieses Landes, aber nirgends so grossartig wie in Nikko. Der Gesamteindruck ist so stark, dass man kaum den Wunsch hat, die Einzelheiten zu bewundern.

Aber die japanischen Besucher zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Viele hatten augenscheinlich weite Wege zurückgelegt und sahen mehr wie Reisende, die das Göttliche in der Natur bewunderten, als wie Wallfahrer aus. Die Vaterlandsliebe des Japaners ist gross, ein engeres Heimatgefühl scheint ihm dagegen fremd zu sein. Es war mir auffallend, wie oft man ganze Familien auf der Wanderschaft traf. Nur bei Nomaden konnte die Beweglichkeit noch grösser sein. Vielleicht ist es die vulkanische Natur des Landes gewesen, die ein Festwurzeln nicht aufkommen liess. Ein japanisches Haus liess sich überall leicht – man sagte in fünf Tagen – herstellen. Das bewegliche Hab und Gut des Japaners ist erstaunlich gering, Eigentliche Möbel hat er nicht; und was er an sich trägt, lässt sich auch überall leicht anfertigen. Die Nahrung endlich ist im ganzen Lande gleich. So steht einer Betätigung des Wandertriebs wenig im Wege, solange Arbeit in Grossbetrieben nicht eine Fixierung erfordert.

Vom Wirtschaftsleben habe ich auf dieser Reise nur wenig erfahren; sie ging auch durch Gebiete, in die europäischer Wirtschaftsgeist noch kaum eingedrungen war. Und doch war die Reise nicht ertraglos; sie hatte mir die Vorstellung des japanischen Volkslebens verschafft und damit die Grundlage, von der im weiteren auszugehen war. Ich war aber doch froh, in Tokyo jetzt einen Schüler Wadagakis zu bekommen, der mich auf der weiteren Wanderung nach Nagasaki begleitete. In jeder Stadt wurde nunmehr festgestellt, wieweit sie wirtschaftliche Besonderheiten aufzuweisen hatte. Mein Streben war, alle wichtigeren Betriebe zu besichtigen und das ist mir im allgemeinen auch wohl gelungen. Von jedem wurden die in japanischer Sprache abgefassten Jahresberichte und etwaige sonstige Drucksachen, von denen mehr vorhanden waren, als ich erwartet hatte, durchgegangen, sodass ich Bilanzen in Japanischer Schrift bald allein verstehen konnte. Ich gewann wirklich einen Überblick über das Wirtschaftsleben, aber er war nicht sehr ergiebig. Das Interessanteste waren drei Hutfabriken, von denen mir schon in Yokohama erzählt worden war. Man war auf den Gedanken gekommen, die japanische Männerwelt, mit englischen Derby-Hüten zu versorgen und hatte dabei angeblich nicht nur mit japanischen Stadtbevölkerung, sondern auch mit den Chinesen in den Vertragshäfen gerechnet. Drei Fabriken waren mit den besten englischen Maschinen und erfahrenen englischen Vorarbeitern eingerichtet worden. Die Sache ging anfangs auch vortrefflich. Ich fand aber zwei dieser Fabriken, die ich aufsuchte, verschlossen und dichte Spinnweben an allen Fenstern. Es wurde mir erzählt, man habe die Produktion bald so gut gelernt, dass man alle englischen Vorarbeiter wieder in ihre Heimat schickte. Kurz darauf sei aber ein Wechsel in der Mode eingetreten. Die Versuche, dementsprechend die Maschinen umzustellen, hätten zu so grotesken Ergebnissen geführt, dass niemand die neuen Hutgebilde tragen wollen; alle drei Fabriken seien daher zusammengebrochen. In Yokohama hielt man diesen Fall für typisch: dem Japaner fehlte beim Stecken seiner Ziele nüchternen Kaufmannsgeist; er lerne schnell mit einer Maschine zu arbeiten, versage aber, wenn eine Reparatur oder gar Fortentwicklung nötig werde. Diese Ansicht traf unzweifelhaft bei den Hutfabriken zu. Auch in der Bierbrauerei war es ähnlich. Aber reichte das aus zu einem allgemeinen Urteil? Vom einheimischen Handwerk zur europäischen Grossindustrie war ein gewaltiger Sprung. In Europa hatte man diesen Weg in Jahrzehnten zurückgelegt; war es nicht natürlich, dass sich in Japan zunächst Missverständnisse und Fehler einstellten?

In Osaka, das damals schon das Manchester Japans genannt wurde, hoffte ich breitere Grundlagen für die Bildung eines Urteils zu erlangen. Hier waren seit 1890 grosse Baumwollfabriken entstanden und nach dem Siege im Krieg mit China sehr vergrössert und vermehrt worden. Das Ziel war,

die ausländischen Baumwollwaren zu verdrängen und sich möglichst neben den Seidenwaren ein neues Ausfuhrgut zu schaffen. Hier war nicht, wie in Europa und insbesondere in England, ein Kampf zwischen Fabrik und Handwerk entstanden; die alten Kleinbetriebe waren vielmehr überwiegend den neuen Grossbetrieben eingegliedert worden.

Zu den Fabriken Zutritt zu erhalten, war nicht ganz leicht. Aber es gelang, was wohl meinem Begleiter zu verdanken war. Es war ein heisser, schwüler Sommertag. Die Fabrikschuppen hatten schlechte Lüftung und schlechtes Licht und waren so voll Staub, dass das Atmen schwer fiel. Die Arbeiterinnen hatten aus diesem Zustand weit überwiegend die Folgerung gezogen, dass sie völlig nackt in der Fabrik herumliefen. Aber überraschender noch war, dass die Arbeiterinnen eingemauert waren; sie schliefen auch im Fabrikgelände und durften es nicht verlassen. Ich sprach darüber meine Verwunderung aus und erhielt zur Antwort: wenn man sie herausliesse, würden sie aufs Land zurückkehren. Es war also eine Zwangsmassregel zur Bildung eines bisher fehlenden städtischen Arbeiterstandes. Mich regte das Gesehene einigermaßen auf. Ich suchte deshalb den Mann auf, der ähnliche Funktionen wie ein Fabrikinspektor hatte; er war ein Arzt und konnte Deutsch sprechen. Das Gespräch ergab, dass in der japanischen Industrie billige Frauenarbeit weit voranstand; in der Textilindustrie seien mindestens zehnmal so viele Frauen als Männer beschäftigt und ähnlich sei es zum grossen Teil auch sonst. Schutzbestimmungen für Frauen und auch für Kinder seien so gut wie nicht vorhanden. Die Löhne seien seit dem Krieg zwar etwas gestiegen, aber nicht mehr als die meisten Preise, insbesondere der Preis für das wichtigste Nahrungsmittel, den Reis, und für den wichtigen Rohstoff, das Holz. Der Beamte führte aus, die herkömmliche vegetarische Kost reiche seiner Ansicht nach für die langen und kontinuierliche Arbeit im geschlossenen Fabrikraum nicht aus, und legte mir eine Statistik vor, wonach sich die Militärtüchtigkeit in Osaka während der letzten Jahre verschlechtert habe. Es zeigte sich kein bisschen Stolz auf die Entwicklung, die Japan von der Einfuhr englischen Baumwollgarns und auch englischer Baumwollgewebe unabhängiger zu machen begann, aber umso mehr Sorge wegen des weiteren sozialen Fortganges. Das Ganze erinnerte mich an die traurigen Bilder, die in den ersten grossen englischen Arbeiter-Enquêtes von den Zuständen in der jungen englischen Baumwollindustrie entworfen worden sind. Aber das in Osaka erfahrene gab nicht die Grundlage für ein Urteil über die weitere Entwicklung. Nur das schien mir sicher zu sein, dass für deutsche industrielle Unternehmungen einstweilen ein Boden in Osaka nicht gegeben war.

In meinen Zweifeln bestärkte mich, allerdings in ganz anderer Richtung, mein Besuch in Kyoto. Kyoto ist in mehr als einer Hinsicht die sehenswerteste japanische Stadt. Hierher zogen die Shogune von Kamakura im Jahre 1338, als die Aufgabe der Befriedung des Nordens einigermaßen gelöst war, und sie blieben hier, bis Jeyasu Tokugawa 1603 die Regierung nach Yedo (Tokyo) verlegte. Auch ist Kyoto ununterbrochen die Residenz des Mikado gewesen, bis er 1868 die Herrschaftsgewalt wieder übernahm und nach Tokyo übersiedelte. In seiner schönen Lage in einem malerisch hergerichteten Tale, durch das der Kamo-Fluss mit seinen malerisch hergerichteten kleinen Insel hindurchfliesst, hatte die Stadt sich noch viel von dem altjapanischen Zauber bewahrt, der Innigkeit und Grossartigkeit so eigenartig verbindet. Weit mehr aber als die schönen Tempel auf den Abhängen der Hügel und der von Jeyasu erbaute Palast des Mikado, der 1854 niedergebrannt, aber im alten Stil wieder aufgebaut war, interessierte mich Kyoto als Sitz des japanischen Kunstgewerbes. Ich bin in verschiedenen Werkstätten

gewesen und habe bewundernd der liebevollen Kleinarbeit der geschickten und anspruchslosen Meister zugeschaut. Hier steckte eine urwüchsige Kraft. Kann sie sich in der neuen Zeit erhalten? Oder ist sie dem Untergang geweiht, wie es mit so manchem hochentwickelten Handwerkszweig in Deutschland der Fall gewesen ist? Ich konnte eine sichere Antwort nicht finden; aber die Befürchtung überwog, dass das gute Alte durch die billige Masse des Neuen erdrückt werden würde. Allerdings schienen mir der industriellen Entwicklung Grenzen ziemlich enger Art gezogen zu sein. Nur wo eine alte erfolgreiche Produktion sich bereits vorfand wie bei Seide, Baumwolle und Papier, erschien mir eine industrielle Fortentwicklung aussichtsreich. Da wuchs das Neuzeitliche aus der alten Materialkenntnis und dem altbekannten Verfahren mit einer gewissen Natürlichkeit hervor. Da war indolge der Billigkeit der japanischen Arbeit eine schnelle und grosse Entwicklung zu erwarten; wo es sich dagegen um unbekannte Produktionen handelte wie bei den englischen Hüten, hatte ich Erfolge oder auch nur Ansätze zu ihnen nicht entdecken können. Hier blieb die Einfuhr einstweilen ungefährdet.

Und das Kunstgewerbe? Alles trug im Leben der Japaner das Gepräge der Vergänglichkeit; nur das Kunstgewerbe stellte ein Mass sorgfältigster Arbeit dar, als ob es für die Ewigkeit bestimmt sei. Die japanische Arbeit war also nicht nur durch Billigkeit, sondern auch durch Sorgfalt und Geschicklichkeit gekennzeichnet. Bisher zeigte sich zwischen beiden nur geringe Verbindung: die Billigkeit schien alles, was Industrie genannt werden konnte, zu beherrschen. Hohe Qualität der Arbeit schien fast ein Überbleibsel aus der Vergangenheit zu sein. War das ein Dauerzustand? Eine der ersten Massnahmen, welche die wiederhergestellte kaiserliche Regierung traf, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gewesen. Das schuf in der Disziplin eine Grundlage für weitere Entwicklung, wie sie den meisten Ländern mit junger Industrie gefehlt hatte. Konnten mit der Zeit auf dieser Grundlage Quantitäts- und Qualitätserzeugung sich nicht die Hände reichen? Ich konnte zu greifbaren Ergebnissen nicht gelangen, die Skepsis überwog.

Ich habe noch eine Reihe anderer japanischer Städte besucht. Unter ihnen möchte ich nur eine hervorheben. Es ist der Hauptwettbewerber Yokohamas: Kobe. Wie die weiter nördlich gelegene Hafenstadt, die den Vorteil hat, für alle von Amerika kommenden Schiffe der nächste Anlaufhafen zu sein, war auch Kobe, als es dem Fremdhandel eröffnet wurde, ein einfaches Fischerdorf; auch lag es, wie Yokohama, im Schatten der „östlichen Hauptstadt“ Tokyo, im Schatten der westlichen Kyoto, sowie Osakas, der heute nach Tokyo grössten Stadt des Landes. Aber Kyoto hatte 1868 seine alte Würde zu Gunsten Tokyos verloren und Osaka wurde, als es Eisenbahn-Verbindungen mit Kobe erhielt, von fast allen fremden Firmen verlassen. Während sich zwischen Yokohama und Tokyo eine Art Arbeitsteilung herausbildete, konzentrierte sich in Kobe alles, was zum Fremdhandel gehörte. Es machte daher einen viel belebteren Eindruck als Yokohama und weilte mit seinen Gedanken nicht in der Vergangenheit, sondern in die Zukunft. Ich zweifelte, auch in Hinblick auf das Hinterland, nicht daran, dass Kobe Yokohama bald einholen, wenn nicht überflügeln werde. Höchstens durch seine Ausfuhr von Seide und Seidenwaren nach den Vereinigten Staaten konnte Yokohama einen Vorsprung behaupten.

Von den anderen Städten, die ich noch besuchte, auch von Fukuoka, das als wichtigste Stadt auf der Insel Kiushu galt, gelang es mir nicht, eine lebensvolle Anschauung zu gewinnen. Das einzige Ergebnis war ein weiteres Anschwellen meines japanischen Materials; die grossen Fragen aber blieben bestehen, und es wurde nicht leichter die Antwort zu finden.

Meine Reise in Japan ging ihrem Ende entgegen. Wenn ich heute an sie zurückdenke, empfinde ich als ihren stimmungsvollen Abschluss den Besuch von Nara. Vor etwa einen Jahrtausend die wichtigste Stadt des Landes, spielte es jetzt nur noch wie Nikko eine Rolle als Wallfahrts- und Ausflugsbezirk. Ist aber Nikko künstlich geschaffen worden und gilt dort die Verehrung einzelnen Personen, so wird Nara mit seiner Umgebung als Ursprungsland des japanischen Reiches betrachtet und gilt dort die Verehrung Ereignissen, die bis in die Gegenwart fortwirken. Im Gefolge von Japans erstem Eroberungszug nach Korea ist hier nämlich der Buddhismus und mit den chinesischen Schriftzeichen die chinesische Kultur in Japan zur Entwicklung gebracht worden.

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten befindet sich in Nara der älteste buddhistische Tempel Japans, der zugleich das älteste Holzgebäude der Welt sein soll. Vieles ist nur von geschichtlichem, vieles aber auch von künstlerischem Wert. Mit der Blütezeit des Buddhismus ist eine Blütezeit der Kunst verbunden gewesen; Statuen aus alten Zeiten schmücken die Anlagen, in denen sich ganze Rudel zahmer Hirsche frei herumtreiben. Natur und Kunst vereinigen sich, wie in Nikko, zu einem wunderbaren Ganzen. Oft wird man gefragt, ob Nikko oder Nara schöner sei. Naturliebhaber werden Nikko, Kunstliebhaber Nara die Palme reichen.

Lies Nara die Gedanken noch einmal in Japans Vergangenheit schweifen, so wurden sie bei der Abfahrt von Nagasaki noch einmal fragend in die Zukunft gelenkt. Der Besuch von Korea hatte gezeigt, wie gespannt die Lage zwischen Japan und Russland war. Konnte man die weitere Entwicklung auch noch nicht überblicken, die Zukunftsgedanken richteten sich hier doch auf die nahe Festlandsküste und besonders auf die Liautung-Halbinsel, die Japan nach dem Siege über China hatte zurückgeben müssen. Erst als zwei Jahre später diese Halbinsel von Russland gepachtet und mit dem grossen neuzeitigen Kriegshafen in Port Arthur ausgestattet wurde, reifte die Spannung zum Bruch. Es kam zum japanisch-russischen Krieg. Mit der Vernichtung der russischen Ostseeflotte in der Strasse von Tsushima wurde der Staat in Japan von neuem in den Vordergrund auch der Wirtschaft gerückt. Das wirkte noch tiefer als seinerzeit nach dem Krieg mit China und aus einem entgegengesetzten Grunde.

Damals war es die grosse von China gezahlte Kriegsentschädigung welche die japanische Regierung zum grössten Geldverleiher und Unternehmer im Lande machte. Russland gegenüber hat der Friede von Portsmouth Japan die Enttäuschung gebracht, dass es nach diesem siegreichen Krieg in seiner Geschichte unter amerikanischem Einfluss auf jede Entschädigung verzichten musste. Aber gerade das legte ihm nahe seine Wehrmacht leistungsfähig zu erhalten und seine Wirtschaft weiter zu entwickeln. Das war aber jetzt nur dadurch möglich, dass es sein durch den Sieg gesteigertes Ansehen dazu benutzte, im Inland wie Ausland unter günstigen Bedingungen Anleihen aufzunehmen. Sie wurden dazu benutzt, die Schwerindustrie – vor allem auf mandschurischem Boden – aufzubauen. Erst jetzt wurde das System der vom Staate betriebenen oder kontrollierten Betriebe zur vollen Entwicklung gebracht. Das wuchs auch dieses Mal nicht aus theoretischen Erwägungen, sondern aus der finanziellen Lage hervor. Es vollzog sich zum grossen Teil auch dieses Mal im Stillen und führte daher zunächst zu manchen Überraschungen. Was nach den Siege Japans über Russland nicht erkannt wurde, konnte nach dem Siege über China von der deutschen Handelskommission erst recht nicht erkannt werden. Ich empfand aber das Unzulängliche meiner Bemühungen und beschloss daher, meine Arbeit in erster Linie auf China zu erstrecken. Für China war das Bedürfnis am dringlichsten und entsprach deutlich auch

meiner Sympathie. Die Japaner, von denen ein Chinese gesagt hat, sie änderten sich „so rasch, wie das Echo dem Ton folgt“, sind in höherem Masse als die Chinesen von Liebe zu ihrem Lande erfüllt, haben aber im Grossen wie im Kleinen etwas Unberechenbares. Ihrer Beweglichkeit steht bei den Chinesen im allgemeinen ein geringes Mass an Vaterlandsliebe und Fortschrittsstreben gegenüber, was sich einerseits aus dem stolzen Bewusstsein ihrer Jahrtausende alten Kultur und andererseits aus der schwerfälligen und unübersehbaren Grösse ihres Landes erklärt. Sie werden – von Einzelfällen abgesehen – sehr viel langsamer als das Inselvolk der Japaner sich entschliessen, in umfassendem Masse neue Wege einzuschlagen: wenn es aber geschieht, wird es nachhaltiger sein. Vielleicht werden Revolutionen und Krieg trotz aller Schrecknisse und Zerstörungen als Aufrüttelung wirken.

Zu dieser allgemeinen Einstellung kam noch etwas Besonderes überraschend hinzu. In einer der Sitzungen der Kommission, in denen Reise und Arbeit besprochen wurden, teilte uns Konsul Knappe Anfang August vertraulich mit, dass demnächst möglicherweise in der Frage der Erwerbung einer deutschen Kohlenstation in China die Entscheidung fallen werde; dann sei es wünschenswert, dass sich die Kommission alsbald über die wirtschaftliche Bedeutung dieses Platzes und seines Hinterlandes aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden suche. Natürlich stimmte die Kommission zu und Knappe erklärte, im angegebenen Sinne eine Anfrage an den Deutschen Gesandten in Peking richten zu wollen. Diese Anfrage erhielt jedoch eine andere Antwort, als wir erhofft hatten. Der Gesandte wünschte den geplanten Besuch nicht, insbesondere wegen „der gegenwärtig mit ihm verbundenen Gefahren“. Es stellte sich später heraus, dass in der Provinz Schantung Unruhen ausgebrochen und in ihnen Deutsche ermordet worden waren. Das hatte zur Folge, dass Admiral Diederichs mit einer Flotte nach Schantung fuhr und unter diesem Schutz am 14. November 1897 die deutsche Flagge in der Bucht von Kiautschau gehisst wurde.

Da ich den Eindruck hatte, dass durch den Bescheid des deutschen Gesandten die Tätigkeit der Kommission ihres wichtigen Zweckes beraubt war, machte ich zum Ersatz den Vorschlag, um uns nicht nur in ausgefahrenen Gleisen zu bewegen, sondern auch etwas Neuland zu bearbeiten, noch eine Reise in die von Aussenhandel kaum berührte grosse Westhälfte des Chinesischen Reiches, insbesondere in die reiche West Provinz am oberen Yangtse, Szetschwan, zu unternehmen; ein Urteil über die wirtschaftliche Entwicklungsfähigkeit Chinas lasse sich nur gewinnen, wenn man sein eigenes Wirtschaftsleben kennen lerne, und der internationale Wettbewerb scheine sich heute besonders um dieses bisher von Europäern kaum berührte Gebiet zu drehen; denn sowohl die englische als auch die französische Kommission habe dieser Provinz in erster Linie ihre Aufmerksamkeit zugewendet, und gute Kenner Chinas wie Dr. Faber befürworteten eine solche Reise aufs dringlichste, obwohl noch Niemand an die inzwischen zur Tat gewordenen Möglichkeit dachte, China könne durch kriegerische Massnahmen genötigt werden, seine wichtigsten Fabriken in den Häfen des (Meeres?) und des Yangtse entstanden wo Fabriken wie das Eisenwerk in Hanjung, aus dem Bereich feindlicher Kanonen und Bomben in die chinesischen Westprovinzen inmitten Asiens zu verlegen. Doch wurde nach anfänglicher Zustimmung auch dieser Plan abgelehnt; insbesondere glaubte man, für eine solche Reise ins Innere unzureichend vorbereitet zu sein, was sicher richtig war im Vergleich zu den sorgfältigen Vorbereitungen, welche die beiden anderen Kommissionen für ihre Reise nach allen Seiten hin hatten treffen können.

In Deutschland aber wurde – vielleicht mehr noch aus politischen als wirtschaftlichen Gründen – eine Verlängerung unserer Reise über die vorgesehene Jahresdauer hinaus gewünscht. Vor Allem mir wurde vorgeschlagen, meine Tätigkeit noch auf die Philippinen, insbesondere Manila, und auf Siam, insbesondere Bangkok, auszudehnen. So verlockend es war, auch diese Gebiete noch kennen zu lernen, so hatte doch schon die bisherige Reise so viele Fragen aufgeworfen, die nur durch langwierige Arbeit zu beantworten waren, dass ich manchmal deswegen sorgenvoll in die Zukunft blickte. Der Vorschlag schien mir zu zeigen, dass man von den vorliegenden Schwierigkeiten keine rechte Vorstellung hatte. Ich zauderte daher auch nicht, ihn abzulehnen.